

Sophie Herrndorf

Frag nicht
nach gestern *Roman*

Querverlag

Alle Charaktere, Schauplätze und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

© Querverlag GmbH, Berlin 2018

Lektorat: Regina Nössler

Erste Auflage März 2018

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von mauritius (© Åke Nyqvist).

Druck und Weiterverarbeitung: FINIDR

ISBN 978-3-89656-261-6

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Su Das muss sie sein. Sie schlurft durch das Drehkreuz. Der Gurt ihrer Reisetasche ist so lang, dass sie ihr bei jedem Schritt in die Kniekehle schlägt. Sie schaut auf den Boden und die blonden Haare hängen ihr vor dem Gesicht.

Ich gehe ein paar Schritte auf sie zu und habe das dumpfe Gefühl, diesen Moment schon einmal erlebt zu haben. Dann hebt sie den Kopf und sieht sich suchend um. Ich bleibe wie angewurzelt stehen und mir stockt der Atem. Zwei, drei Sekunden lang drehen sich meine Gedanken im Kreis: „Sie ist es. Das kann nicht sein. Aber sie ist es. Aber das kann nicht sein.“ Dann sehe ich, dass sie es nicht ist. Aber sie sieht ihr verdammt ähnlich.

Leonie Das Schwarz der Nacht weicht langsam dem Grau eines dichten Morgennebels, der nur widerwillig den Blick auf die Welt vor dem Autofenster freigibt. Ich starre hinaus und die Welt starrt zurück, als wäre sie zu Eis gefroren. Vorgestern bin ich im T-Shirt durch den Sonnenschein der ersten warmen Tage spaziert und nun fahre ich in einem uralten Volvo durch einen finnischen Winterwald. Die Straße ist vereist und die Spikes der Autoreifen geben ein nervtötend klackerndes Geräusch von sich. Am Rand liegt der Schnee meterhoch, dahinter der finstere Wald. Der Schnee auf den Bäumen lässt kaum Licht hindurch.

Ich stelle mir vor, wie wir ankommen werden. Lange kann es nicht mehr dauern, wir sind schon ewig unterwegs. Sieben andere junge Frauen warten dort auf mich, so viel weiß ich schon, ebenfalls abgeschoben in Kälte und Einsamkeit. Vielleicht ist es so günstiger für den Steuerzahler.

Der Nebel lichtet sich etwas und hängt nun in Fetzen zwischen den Fichten und Kiefern. Es tropft von den Bäumen und ab und zu rutscht eine Ladung Schnee von den Zweigen auf den Boden.

Es könnte schön sein, denke ich, aber es kommt keine Freude in mir auf. Dieses Land scheint so zu sein, wie ich mich fühle, und bietet dabei nichts, wonach ich mich sehne.

„Bald kommt der Frühling“, erklärt Su vom Fahrersitz. „Es hat nun schon länger nicht mehr geschneit und wenn wir Glück haben, tut es das auch nicht mehr. Du kannst froh sein, im Frühling hierherzukommen. Der Winter ist nicht immer ganz so leicht.“

Ich antworte nicht. Was soll ich auch sagen? Dass ich es jetzt schon hasse? Dass ich hier nicht bleiben werde? Verstohlen mustere ich Su. Ich schätze sie auf Mitte dreißig. Sie hat kurze Haare, die zu allen Seiten abstehen, und trägt eine alte, zerschlissene Jeans, klobige Wanderschuhe und eine Outdoorjacke. Als sie mich an dem kleinen Flughafen abholte, konnte ich sehen, wie darunter ein Flanellhemd hervorguckte. Ob es hier üblich ist, sich so bescheuert zu kleiden?

Ich schließe die Augen und sehe sie vor mir. Sieben Gesichter, misstrauisch und zugleich neugierig. Vermutlich wird eine von ihnen vor den anderen stehen, mit harter Miene und gekreuzten Armen. Und dann wird die obligatorische erste Frage kommen: „Und? Warum bist du hier?“

Diese Frage dient zweierlei: Zum einen macht die Fragende gleich klar, dass sie an der Spitze der Gruppe steht. Zum anderen wissen danach alle, zu welcher Sorte die Neue gehört: Unschuldslamm, Heldin oder Kratzbürste.

Die Ersten erzählen gleich ihre ganze Lebensgeschichte, schildern detailliert, wie sie auf die schiefe Bahn geraten

sind, und schauen dabei unschuldig drein. Typ zwei gibt eine knappe Auskunft, die ihrer Polizeiakte entstammen könnte. „Raubüberfall“ oder „Beschaffungskriminalität“ heißt es dann, oft mit dem stolz wirkenden Zusatz „in 23 Fällen“. Die dritte und letzte Kategorie lässt das Gegenüber aggressiv wissen, dass das „niemand etwas angeht“.

Hierzu gehöre auch ich. Ich hasse diese Frage nach der Vergangenheit. Ich will mich weder als Unschuldslamm noch als Superheldin darstellen. Ich will nur meine Ruhe. Aber die werde ich in den ersten Tagen nach der Ankunft wohl kaum bekommen.

Nun lichtet sich der Wald und ich entdecke die dunkle Oberfläche eines Sees. Die Straße ist zu einem Weg geworden, der sich am schneebedeckten Ufer entlangschlängelt.

Su deutet mit einem Finger übers Lenkrad: „Da vorne ist es.“

Ich sehe nur Wald. Der Volvo biegt um eine Kurve und folgt dem Schotterweg um eine Bucht herum. Da taucht eine Gruppe von Häusern auf.

Es sind Häuser aus Holz, hellgelb gestrichen. Aus den Schornsteinen steigt Rauch auf und ich bemerke, wie ich mich nach einer heißen Dusche sehne. Etwas irritiert mich beim Anblick der Häuser, doch schon habe ich keine Zeit mehr, darüber nachzudenken. Noch während der Wagen auf den Hof rollt, öffnen sich mehrere Türen.

Sie sind so alt wie ich. Keine Jugendlichen mehr und noch keine Frauen, vielleicht Anfang zwanzig. Sie rotten sich zusammen und glotzen ins Auto. Ich versuche, nicht hinzusehen. Su dreht sich zu mir um und bemerkt wohl, dass mir die Situation überhaupt nicht passt. „Sie sind nur neugierig. Warte ab, bald wirst du sie mögen.“

Sie steigt aus und öffnet mir die Tür. Ich schaue hinaus und da fällt mir auf, was mich vorhin irritiert hat: Dies hier

sieht nicht aus wie ein Gefängnis. Keine Mauer, kein Zaun, kein Wachpersonal. Nirgendwo erklingt das vertraute Raseln der fetten Schlüsselbunde. Rasch fährt mein Blick die Giebel der Häuser entlang, doch ich kann keine Kameras entdecken. Ich habe keine Ahnung, was ich mir unter einem Resozialisationsprojekt straffälliger junger Frauen mitten in Finnland vorgestellt hatte, jedenfalls nicht das.

Mit steifen Beinen von der langen Fahrt und dem Flug stehe ich auf und strecke mich so unauffällig wie möglich. Ich will mir nichts anmerken lassen, nicht meine Müdigkeit, meine Verwunderung, erst recht nicht meine Aufregung. Ich versuche, ihnen nicht in die Augen zu sehen, sondern schaue zwischen ihnen vorbei über den Hof zu den Häusern. Alle drei stehen in einem Halbkreis um den Hof. Das Ufer dahinter folgt diesem Halbkreis. Ich entdecke noch ein viertes Haus, etwas zurückgesetzt zwischen dem zweiten und dem dritten.

Zum Schluss lasse ich meinen Blick über die Mädels schweifen. Sie sehen mich erwartungsvoll an. Ich deute auf meinen Rucksack und frage: „Wohin?“ Meine Stimme hört sich dabei in meinen eigenen Ohren fremd an, müde und ein wenig schroffer als beabsichtigt. Es ist das Erste, was ich überhaupt sage, seit Su mich vom Flughafen abgeholt hat. Ihre Stimme klingt sanft, als sie mir erklärt: „Das sind Joanna, Lea und Mia. Sie wohnen mit dir hier. Lucie, Tatze, Nic und Flora wohnen auf der anderen Seite.“ Sie dreht sich zu ihnen um und sagt: „Nun, wie ihr euch wohl schon denken könnt, ist das hier Leonie.“ Während ich langsam meinen Fingernagel in die raue Haut neben dem Daumnagel drücke, zeigt sie auf das mittlere Gebäude und erklärt: „Hier im Haupthaus sind Küche, Esszimmer und Bad. Im ersten Stock wohne ich. Dort hinten ist der Stall und gleich daneben der Gemüsegarten.“

Sie erzählt noch mehr, doch ich konzentriere mich auf den angenehmen Schmerz an meinem Daumen, vertraut, immer da, wenn ich ihn brauche. Ich höre weder zu noch schaue ich mich um. Niemand soll glauben, ich könnte mich hier zu Hause fühlen. Es ist ein Gefängnis. Getarnt vielleicht, aber nicht frei. Ich werde nicht so tun, als wäre ich dreizehn und für eine Woche Reitferien hier. Plötzlich ist es still und ich blicke auf. Eines der Mädels sieht mich auffordernd an, doch weil ich nicht zugehört habe, weiß ich nicht, was sie will. Ich gehe einen Schritt auf sie zu und da lächelt sie, dreht sich um und geht auf das Haus auf der linken Seite zu. Ich folge ihr unsicher.

Als sie die Tür aufzieht, schlägt mir Wärme ins Gesicht. Ich trete in einen völlig zugestellten, bunten Flur. Zwei Türen gehen ab und eine steile Treppe führt nach oben. Die Wände sind orange gestrichen und über und über mit Bildern und allerlei Kram behängt. Mir fällt eine Kuckucksuhr auf, deren Schnörkel in grellem Pink nachgemalt wurden, eine goldene Schatztruhe, die von der Decke baumelt, und ein Bild, das aussieht, als hätte es ein Kind gemalt.

Meine Mitgefangene streift sich ihre klobigen Schuhe von den Füßen und schmeißt die Jacke in eine Ecke. Ich mustere sie verstohlen. Sie ist schlank, trägt eine braune Strickjacke und eine dunklere Cordhose, unter der orange-rot-geringelte Socken hervorblitzen. Ihre kleinen, roten Löckchen fallen locker über ihre Schultern.

„Hier wohnt Lea“, erklärt das Mädchen mit den Locken und deutet nach links. Diese Tür ist von oben bis unten mit Metal-Postern beklebt. „Und dort Joanna“, ergänzt sie. Die Tür geradeaus ist wild mit Farbe bespritzt und beschmiert worden. Da hat wohl jemand eine Maltherapie verordnet bekommen. So was gab es in Deutschland

auch, nur malte man da sauber auf Papier oder Leinwand. Auf Sauberkeit scheint man hier weniger Wert zu legen. Immerhin etwas.

Der Lockenkopf steigt die wackelige Treppe hinauf und erklärt dabei mit wichtigtuierischem Unterton: „Die Zimmer der anderen sind grundsätzlich tabu, wenn man nicht eingeladen wurde.“ Mir entfährt ein geknurrtes „Wer sagt das?“, doch die Locke nimmt die Frage ernst. „Das haben alle gemeinsam in der Vollversammlung beschlossen.“

Während ich ihr die Treppe hinauf folge, merke ich, dass ich nun wirklich gerne duschen würde. Ich war knapp zwanzig Stunden unterwegs und kann mich nun schon selbst riechen.

Der Flur oben wirkt nicht anders als der unten, nur sind die Wände gelb. Auf die Dielen hat jemand vor nicht allzu langer Zeit einen leuchtend roten Stern gemalt. Auch die Türen sind so angeordnet wie unten. Locke deutet nach links. „Hier ist dein Zimmer. Nebenan wohne ich.“ Die Tür links ist völlig blank. Nur ein paar alte Tesafilmstreifen sind noch darauf zu finden. Die Tür geradeaus ist von oben bis unten mit Bildern aus Zeitungen beklebt. Darauf stehen politische Sprüche. In der Mitte klebt ein großer Umschlag, der ein Postzeichen und die Aufschrift „Mia“ trägt. Locke heißt also Mia.

Sie steht vor mir und macht eine erwartungsvolle Miene. Jetzt wird sie kommen – die Frage aller Fragen und zugleich der Check, zu welcher Sorte ich gehöre. Erstaunlich genug, dass sie nicht auf dem Hof gefragt haben. Ich senke den Blick, schaue auf meine Schuhspitzen. Ich warte und fühle dabei das Blut durch den Schmerz in meinem Daumen pochen.

Dann endlich atmet sie hörbar ein und fragt: „Bist du nicht neugierig?“ Ich blicke auf und sehe, dass sie auf die

blanke Tür deutet. Ich bin überrascht, lasse es mir aber nicht anmerken. Was soll dieses vertrauliche Getue? Ich ziehe die Tür auf und lasse sie so schnell hinter mir zufallen, dass sie mir selbst gegen die Hacken schlägt. Ob Mia nachkommt? Ich bleibe mitten im Zimmer stehen und lausche in den Flur. Ich höre ihre Schritte und dazu das Knarren der Treppe. Die Haustür fällt ins Schloss. Ich bin alleine.

Das Zimmer besitzt eine Dachschräge, in die ein Fenstererker eingebaut ist. Davor steht ein alter Schreibtisch, mit einem Stuhl. Auf der anderen Seite, neben der Tür, stehen ein Kleiderschrank und ein Bett. Die Möbel sind gebraucht, aber in Ordnung. Die Wände sind weiß und wirken wie neu gestrichen. Das Bett ist mit gelber Bettwäsche bezogen. An der linken Wand ist ein zweites, kleineres Fenster mit Blick auf den Hof.

Dort unten kann ich immer noch drei der Mädels herumstehen sehen. Eine Kräftige mit kurzen, schwarzen Haaren spuckt gerade auf den Boden. Aus den Augenwinkeln habe ich sie schon gesehen, als ich aus dem Auto stieg. Sie sah ganz schön angepisst aus. Neben ihr steht noch eine. Sie hat die Arme verschränkt und blickt in eine andere Richtung. Ihre langen braunen Haare wirken ungewaschen. Den zwei gegenüber und mit dem Rücken zu mir steht eine mit einer grünen Sportjacke und knallroter Hose. Es sieht so aus, als würden die drei sich streiten. Ob das eine Prügelei gibt? Doch dann dreht sich die mit den bunten Klamotten um und geht mit schnellen Schritten weg. Die mit den schwarzen Haaren blickt hoch und sieht hierher. Schnell trete ich zwei Schritte zurück ins Dämmerlicht des Zimmers. Komische Type.

Ich gehe zum Schreibtisch und setze mich. Von hier aus kann ich über den See blicken. Die Oberfläche des Was-

sers kräuselt sich im Wind, als würde der See mir zuwinken. Um ihn herum zieht sich eine dicke weiße Schneedecke.

Der Schreibtisch hat eine Schublade mit Schloss, in dem ein Schlüssel steckt. Ich ziehe den Schlüssel ab und betrachte ihn. Der erste Schlüssel, den ich hier sehe und dann noch in meiner Hand. Ungewohnt ist das. In meinem Kopf klingt noch das Rasseln der Schlüsselbunde wie ein Echo aus Deutschland. Nachdenklich stecke ich den Schlüssel wieder ins Schloss und schließe auf.

In der Schublade finde ich ein Buch, blau eingebunden, daneben ein paar Werbekulis. Ich schlage das Buch auf: leere linierte Seiten. Ich blättere sie durch wie ein Dauemenkino, nur dass der Film fehlt.

Seit ich meine Strafe absitze, habe ich mit dem Schreiben begonnen. Ich wusste einfach nichts mit der vielen Zeit anzufangen und Langeweile war ein völlig neues Gefühl für mich. Meine Gedanken haben sich in der ersten Zeit immer nur im Kreis gedreht. Alles war neu und völlig anders als in meinem bisherigen Leben. Ich begann damit, alles aufzuschreiben, was passierte, jedes Detail, jede Belanglosigkeit. Mit der Zeit habe ich auch Geschichten und Gedichte geschrieben.

Die Psychologin wollte alles lesen und es machte mir Spaß, ihr irgendeinen kranken Scheiß vorzulegen, in den sie jede Menge Mist hineininterpretierte. Die Texte, die mir wichtig waren, versteckte ich. Ob Su wohl in dem Buch lesen wird? Oder jemand anderes? Wahrscheinlich steht in meiner psychologischen Akte, dass ich schreibe.

Ich lasse den Blick über den Hof schweifen. Was soll ich tun? Texte für diese Su schreiben? Oder darauf vertrauen, dass sie die Schublade nicht öffnen wird, keinen Zweitschlüssel besitzt?

Bevor ich mich entschließen kann, habe ich schon mit dem Schreiben begonnen. Die Worte und Satzketten kommen mir in den Sinn, ohne dass ich über sie nachdenken muss. Ich schreibe, streiche durch und schiebe Wörter hin und her. Schließlich steht da:

Hier sitz ich nun, ich armer Tor,
und bin so klug als wie zuvor.
Die Frage wird kommen, ich warte auf sie
und wünsche mir doch, sie käme nie.
Ich sehe mich um und entdecke es nicht:
Die Mauern, die Wachen, das blendende Licht.
Ein Schlüssel, nur einer, in meiner Hand
Ich ritze die Tage mit ihm in die Wand.
Ein Zimmer für mich mit Blick auf den See
Der Nagel am Daumen tut tröstend mir weh.
Was bleiben, sind Einsamkeit, Trauer und Schmerz
Drei Tage nach vorne und zehne rückwärts.

Schmerz-rückwärts, Schmerz-rückwärts, Schmerz-rückwärts. Kein guter Reim. Aber vielleicht gerade deshalb der richtige Schluss für dieses Gedicht.

Ein saches Klopfen reißt mich aus meinen Gedanken. Hastig packe ich das Buch in die Schublade, verschließe sie und stecke den Schlüssel in meine rechte Socke. Die Kälte am Knöchel ist mir vertraut. Wieder klopft es, dieses Mal lauter. Es irritiert mich, dass die, die vor der Tür steht, nicht einfach hineinkommt. Ich sage vorsichtig „Ja?“ und da öffnet sich die Tür einen Spalt breit und Sus Stimme fragt, ob sie hereinkommen darf. Ich murre ein weiteres „Ja“ und schon steht sie im Zimmer.

„Wie gefällt es dir?“, fragt sie. Und weil sie keine Antwort bekommt, redet sie weiter. „Das Zimmer, meine ich.“

Wenn du magst, kannst du es streichen oder Poster aufhängen.“ Wieder bleibe ich stumm. Sie setzt noch einmal an: „Wenn irgendetwas ist, du etwas brauchst, es dir nicht gut geht ... du kannst immer zu mir kommen.“

Ich drehe mich weg und schaue aus dem Fenster. Ich habe es so satt. Sowohl den strengen Tonfall der Wachen als auch diese verlogene Nettigkeit der Sozialpädagogen. Ich habe zu oft gehört, dass ich immer kommen kann, dass sie immer da seien. Doch in Wirklichkeit haben sie dauernd irgendwelchen Papierkram erledigt. Es waren so viele Frauen, die sie betreuen mussten, und so konnte man über eine Audienz von fünf Minuten schon froh sein. Wenn man sich gerade an eine gewöhnt hatte, wurde sie schwanger, ließ sich versetzen oder wurde dauerhaft krankgeschrieben. Im Ernstfall waren sie nicht da.

Su unterbricht meine Gedanken: „Soll ich dich herumführen und dir ein paar wichtige Dinge erklären?“

Ich fauche sie an: „Nein.“

Su nickt, als hätte sie meinen Tonfall nicht bemerkt. „Okay. Du kommst bestimmt auch so klar. Und Mia wird dir sicher auch helfen.“ Sie steht schon im Flur, als sie hinzufügt: „Wenn's gongt, gib's Essen. Bad und Klo sind im Haupthaus.“ Dann zieht sie geräuschlos die Tür hinter sich zu.

Ich bin unentschlossen. Soll ich rausgehen und mich umsehen? Ich habe nicht die geringste Lust, andere Menschen zu treffen. Und mich nervt etwas an dem, was dieser Hof ausstrahlt. Vielleicht ist es das Gefühl, dass ich belogen werde. Nach außen wirkt es wie der Schauplatz für einen Film im Kinderkanal, aber das ist nur Fassade. Es ist ein Gefängnis. Keines der Mädchen ist freiwillig hier und das ändert sich auch nicht, wenn sie lächeln und eigene

Zimmer mit einem Schreibtisch haben, den man abschließen kann.

Ich will mich gerade aufs Bett fallen lassen, da bemerke ich, wie dreckig ich bin. Das frische Bettzeug flößt mir auf so ärgerliche Weise Respekt ein, dass ich mich absichtlich einmal darauf werfe und mich von der einen auf die andere Seite rolle. Doch dann stehe ich auf und schleiche mich aus dem Zimmer.

Auf dem Flur ist es ruhig. Ich nehme mir die Zeit, um die Sprüche an Mias Zimmertür zu lesen. „Demokratie wagen“ lese ich da und „Ich esse keine Tiere“. Sogar „Atomkraft? – nein danke“. Verrückt, worüber sich manche Menschen den Kopf zerbrechen.

Ich steige die knarrenden Stufen hinab. Die Haustür klemmt erst einmal, dann stehe ich auf dem Hof. Hier ist der Schnee zu einer festen Schicht aus Eis geworden. Die Sonne strahlt von einem wolkenlosen Himmel und lässt die Welt glitzern. Da fällt mir auf, dass es erstaunlich warm ist. Auf dem Hof ist keine Menschenseele und so beschließe ich, mich erst einmal in Ruhe umzusehen.

Die drei Gebäude sehen sich alle ziemlich ähnlich. Nur der Blick durch die Fenster ist verschieden. Das mittlere Haus hat Gardinen und Pflanzen stehen im ersten Stock an den Fenstern. Da wird wohl Su wohnen. Darunter sieht man in eine Küche, wie es scheint. Bewegt sich dort jemand? Es ist nicht zu erkennen. Auf jeden Fall ist das wohl das Haupthaus. Das fensterlose Gebäude schräg dahinter ist wahrscheinlich die Scheune, von der Su sprach.

Ich gehe zum Haupthaus und öffne die Tür. Der Flur hier sieht völlig anders aus als in dem anderen Haus. Er ist eher minimalistisch eingerichtet und sehr ordentlich. Eine Treppe führt nach oben, eine Garderobe steht verlassen

da, wie bestellt und nicht abgeholt, ein kleiner Spiegel und ein altes Foto sind die einzigen Schmuckstücke.

Das Foto zeigt die Häusergruppe von der anderen Seite der Bucht, so wie ich sie heute Morgen auch zum ersten Mal gesehen habe. Auf den Bildern wirkt es jedoch nicht so, als wären die Häuser bewohnt. Die Fensterscheiben sind eingeschlagen, die Farbe abgeblättert und hohes Gras wächst bis vor die Türen.

Während ich den Flur geradeaus weitergehe, bemerke ich, dass ich fast schleiche. Das alte, saubere Haus beeindruckt mich, ohne dass ich etwas dagegen unternehmen könnte. Ich habe fast das Gefühl, ich könnte es einfach durch meine Anwesenheit aus dem Dornröschenschlaf aufwecken, in dem es seit der Zeit auf dem Foto liegt. Ich komme an eine Tür, hinter der ich ganz leise Geräusche wahrnehme. Es ist das Klappern von Töpfen und das Schlagen von Schranktüren. Dann höre ich jemanden summen und das Zischen von heißem Fett und Wasser.

Ich schleiche weiter und tauche ein in den dunkleren Teil des Hauses. Hier sind zwei Türen. Rechts hängt ein Schild „Frei“ zum Umdrehen. Das muss wohl Toilette oder Bad sein. Ich lausche wieder, doch weder hinter dieser noch hinter der anderen Tür ist auch nur ein Laut zu hören. Ich öffne und stehe tatsächlich im Bad. Es gibt eine Dusche, eine Badewanne, Waschbecken, Toilette, ein hohes Regal und daneben merkwürdig deplatziert eine alte Holzleiter. Hier wirkt alles ein bisschen ranzig und ich wage nicht so recht einzutreten. Die Fliesen sind in einem eigenartigen Beigeton gehalten, der so wirkt, als wäre er einmal weiß gewesen.

Gerade entdecke ich am Schrank einen gelben Klebezettel mit meinem Namen, als hinter mir eine Stimme ertönt: „Willst du duschen?“ Ich schrecke zusammen und ärgere mich direkt darüber. Ohne mich umzudrehen, knurre ich:

„Was dagegen?“ Über die Antwort bin ich dann aber mehr als überrascht. „Natürlich nicht, hast es schon nötig. Ich mache dir Wasser warm. Ist ja heute dein erster Tag. Wenn du willst, kannst du so lange frühstücken.“ Nun muss ich mich aber doch umdrehen.

Es ist eines der Mädels, das ich vom Fenster aus beobachtet hatte, und zwar die mit roter Hose und grüner Trainingsjacke. Darunter trägt sie ein gelbes Shirt. Die Kombi sieht ein bisschen aus wie Pumuckl. Allerdings hat sie kurze braune Haare, die nicht vom Kopf abstehen. An den Füßen trägt sie karierte Sneakers. Die Sachen sind alle nicht besonders sauber. Auf den Knien sind große braune Flecken, die nach Erde aussehen. Was der in dem Aufzug wohl einfällt, mich hier anzumachen.

Ich knurre sie an: „Nun, und du könntest eine Waschmaschine gebrauchen.“ Sie lacht. Sie lacht mich einfach aus. Ich spüre, wie ich wütend werde, und wieder drücke ich mir den Nagel ins Fleisch. Ich hätte Lust, ihr ins Gesicht zu spucken, aber ich habe gelernt, dass man vorsichtig sein muss.

Als sie meine Miene sieht, verkneift sie sich das Lachen. Und dann erklärt sie mir allen Ernstes, ich hätte völlig recht! Was jetzt wohl für ein Scheiß kommt?

„Ich glaube, ich erzähle dir mal ein paar Dinge, die du wissen solltest, die dir aber nicht gefallen werden. Eine Waschmaschine würde nicht viel nützen, denn wir haben fast keinen Strom hier.“

Mir entfährt ein „Verarsch mich nicht!“

Da sieht sie mich ernst an. „Ich verarsche dich nicht. Wir haben hier wirklich kaum Strom.“

Ich starre auf die roten Tupfer frischen Bluts an meinem Daumen, versuche, nicht zuzuhören, und schaffe es doch nicht.

„In der Scheune steht ein alter Generator. Der treibt die Wasserpumpe an, die Wasser aus dem See in Küche und Bad befördert, aber sonst sieht es hier mit Strom echt scheiße aus. Kein Fernseher, kein Laptop und auch keine Waschmaschine. Wir waschen mit der Hand.“

In mir taucht die Erinnerung an einen Stromausfall auf, das dämmerige Licht eines Handys, das ungeduldig im Raum hin und her wanderte.

„Wasser machen wir auf dem Ofen oder im Sommer auf dem Dach mit Sonnenwärme warm. Jedes Haus hat einen Ofen, der mehr oder weniger rund um die Uhr mit Holz befeuert wird. Willkommen in der Steinzeit.“

Ich bin wirklich verblüfft und kann das auch nicht verbergen. Ein leises „Scheiße“ entfährt mir. Sie plappert munter weiter. „Ja, dachte ich auch, als ich hier ankam, aber mittlerweile mag ich es tatsächlich. Man ist hier immer mit sinnvollen Dingen beschäftigt und abends sitzen wir bei Kerzenschein zusammen und genießen, was wir selber geschaffen haben.“ Einen Moment hält sie inne und betrachtet mich. Ihr Blick ist dabei jedoch gar nicht unangenehm musternd, sondern voller Freundlichkeit. „Ich bin übrigens Tatze. Und nun bereite ich Ihnen mal das Bad, Madame.“ Sie grinst, dreht sich auf dem Absatz um und verschwindet in der Küche. Da stehe ich nun, meine Hände immer noch zu Fäusten geballt, und bin verblüfft. Was für eine Verrückte. Wo bin ich hier nur gelandet?

Ich inspiziere mein Fach im Regal und finde Handtücher, eine Zahnbürste und andere nützliche Dinge, dann gehe ich zurück in den Flur. Ich würde gerne wieder lauschen, will aber nicht, dass diese Tatze mich dabei sieht. Also atme ich nur kurz durch und öffne die letzte Tür. Das Zimmer dahinter ist so hell, dass ich im ersten Moment

gar nichts erkennen kann. Langsam gewöhnen sich meine Augen an das Licht. Ich bin in einem großen Raum, in dessen Mitte ein langer Holztisch steht, drum herum in Reih und Glied Stühle mit hohen Lehnen. Ein Fenster geht über die ganze Raumlänge und dahinter befindet sich eine Art Wintergarten. Dort stehen Korbsessel und ein Schaukelstuhl. Überall im Raum verteilt finden sich Pflanzen. Hinter dem Wintergarten sind es nur wenige Meter zu einem Steg, der auf den riesigen See hinausragt.

Auf dem Tisch steht ein Teller, daneben ein Messer, ein Korb mit Brötchen, Marmelade, Honig und Schokocreme. Ich setze mich und bemerke, dass ich eigentlich einen Sauhunger habe. Ich schmiere mir ein Brötchen und bin überrascht, wie lecker es schmeckt. Es scheint so, als wäre es selbst gebacken. Auch Marmelade und Honig kommen aus keinem Supermarkt. Die Schokocreme natürlich schon. Langsam komme ich zur Ruhe und starre, während ich mein Brötchen mampfe, gedankenlos über den See. Wie weit er ist. Die Wellen sind kräftiger geworden. Weit hinten fliegen ein paar Vögel, doch sonst ist keine Bewegung auszumachen. Stille.

Ich bin gerade damit beschäftigt, das finnische Nutella-etikett zu inspizieren, als Tatze den Kopf zur Tür reinsteckt. „Die Dusche ruft! Du musst die Eimer einfach mit der Leiter in den Behälter über dem Schrank ausleeren und dann das Ganze bis zum Strich mit kaltem Wasser aus dem Hahn darüber auffüllen. Einmal rühren – fertig! Den Frühstückstisch kannst du ja nachher abräumen.“ Sie verschwindet wieder. Sie ist wirklich schwer einzuschätzen. Ob man ihr trauen kann?

Im Bad stehen drei Eimer voll mit dampfendem Wasser. Was hat Tatze gesagt? Ich sehe mich um und bemerke unter der Decke, neben der Leiter, eine Art Kasten. Ich

klettere die Leiter hinauf und schaue hinein. Tatsächlich ist dort eine Markierung und ein Wasserhahn, mit dem ich wohl gleich auffüllen soll. Also wieder runter und nun mit dem ersten Eimer zurück.

Er ist ziemlich voll und es ist nicht leicht, ihn ruhig zu halten und zugleich die Leiter hinaufzuklettern. Die Sprossen knarren unter dem Gewicht. Etwas Wasser schwappt über und mir aufs Bein. Es ist scheiße heiß, aber nun stehe ich dort oben und gieße, mühsam das Gleichgewicht haltend, den ersten Eimer aus. Den zweiten Eimer bugsiere ich ohne Zwischenfall nach oben. Als ich mit dem dritten Eimer oben ankomme, steht mir schon der Schweiß auf der Stirn. Doch es geht alles gut und ich drehe den kalten Hahn auf, der inzwischen so beschlagen ist, dass er schon von alleine tropft.

Noch vor der Markierung drehe ich ab, weil ich zum einen endlich von der Leiter runterwill und zum anderen nichts gegen eine ordentlich warme Dusche einzuwenden habe. Bevor ich mich ausziehe, drehe ich das Türschild auf „besetzt“ und schließe das Bad hinter mir ab.

Als ich unter der Dusche stehe und den Hahn aufdrehe, ist das Wasser kalt. Ich fluche, aber es bleibt mir nichts anderes übrig, als eben schnell zu machen und mir vorzunehmen, beim nächsten Mal noch weniger kaltes Wasser hineinlaufen zu lassen. Nach kurzer Zeit jedoch wird das Wasser wärmer, schließlich richtig heiß und mir geht auf, dass ich vergessen habe zu rühren. Gerade als ich dabei bin, mir den letzten Rest Shampoo aus dem Haar zu waschen, ist der Spaß auch schon wieder vorbei. Das Wasser ist alle. Das ist eine absolut verflixte Dusche. Keine Frage.

Jetzt nichts wie ab ins Bett und wegträumen von diesem absurden Ort.